

# SIEGEL

Nr. 10

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

## Der Uebergang.

Roman von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Es war nenerdings ein heftiger Anteil an allen öffentlichen Angelegenheiten in Herrn Franz Mayer erwacht.

Kann eine Versammlung unter den zahlreichen, die in seinem Bezirk abgehalten wurden, bei der er nicht erschien und sich durch Zwischenrufe voll tüchtiger Gestaltung bemerklich mache.

Über seltenen Grund hinaus wagte er sich ungern. Höchstens verlockt durch einen Nebner, der es ihm ganz ausnehmend angetan

hatte und es den Übersachern besonders deutlich zu geben verstand. Denn er kannte alle Größen nach ihren Leistungen und hatte natürlich seine Lieblinge darunter.

Man wurde auf den eifrigsten Mann aufmerksam. Man begann ihn zu schätzen. Man warb um ihn und legte Gewicht auf seine geneigte Gestaltung. Denn er kam doch viel herum und konnte Stimmung machen.

Dies schmeichelte ihm. Die vielen Schlagworte aber, die nur so in der Luft herumslogen, fanden Eingang bei ihm, regten ihn auf und wurden von ihm weitergetragen. Und was da von Argumenten vorgebracht ward, leuchtete ihm ein. Denn es war fühlbar und von einer formelhaften Geschäftlichkeit.

Es gab Gelegenheit zu immer unfaßlicherer und durch einen Zweck geheiligter Bummielei. Es kamen die Wahlen, an denen er sich freilich nur zu Beginn beteiligte, als es ihm noch Spaß machte, zu animieren, im Flacker die Säumigen zur Urne zu rufen, den Dunst der Agitationslokale zu atmen, diesen schwülen Hauch der entzündeten Leidenschaften. Späterhin — ja, da hatt' er zu derlei keine Zeit mehr, gar: „Wo's auf meine Stimm' gewiß net ankummt.“

Es räumen die Siegesfeste, bei denen er niemals fehlte und oftmals aus seiner im Grunde bescheidenen Statistenrolle aufrückte zur Würde eines wackeren Wiener Bürgers von altem Schlag, der hergezogen wurde und der nach Echtheit der Gestaltung und Eifer für das Rechte vorbildlich sein dürfte für viele. Verbindungen und Bekanntschaften mit Studierten und höherstehenden erquickten ihn innerlich. Manche darunter hatte erst die gleiche Welle

Sie hörte ihm ohne jeden Nutzen zu. Seine Erläuterungen langweilten sie. Höchstens: „Könnt' schon so sein, wie Du sagst.“ Oder: „Läßt' mich aus mit derer Politik. Ist bei Dir eh' nur a Ausred' flirs Wirtschaftslanzen und Zeitverdaueln. Hast sie epper gelernt? Wennst Dich lieber um einen Verdienst umschauen möchtest!“

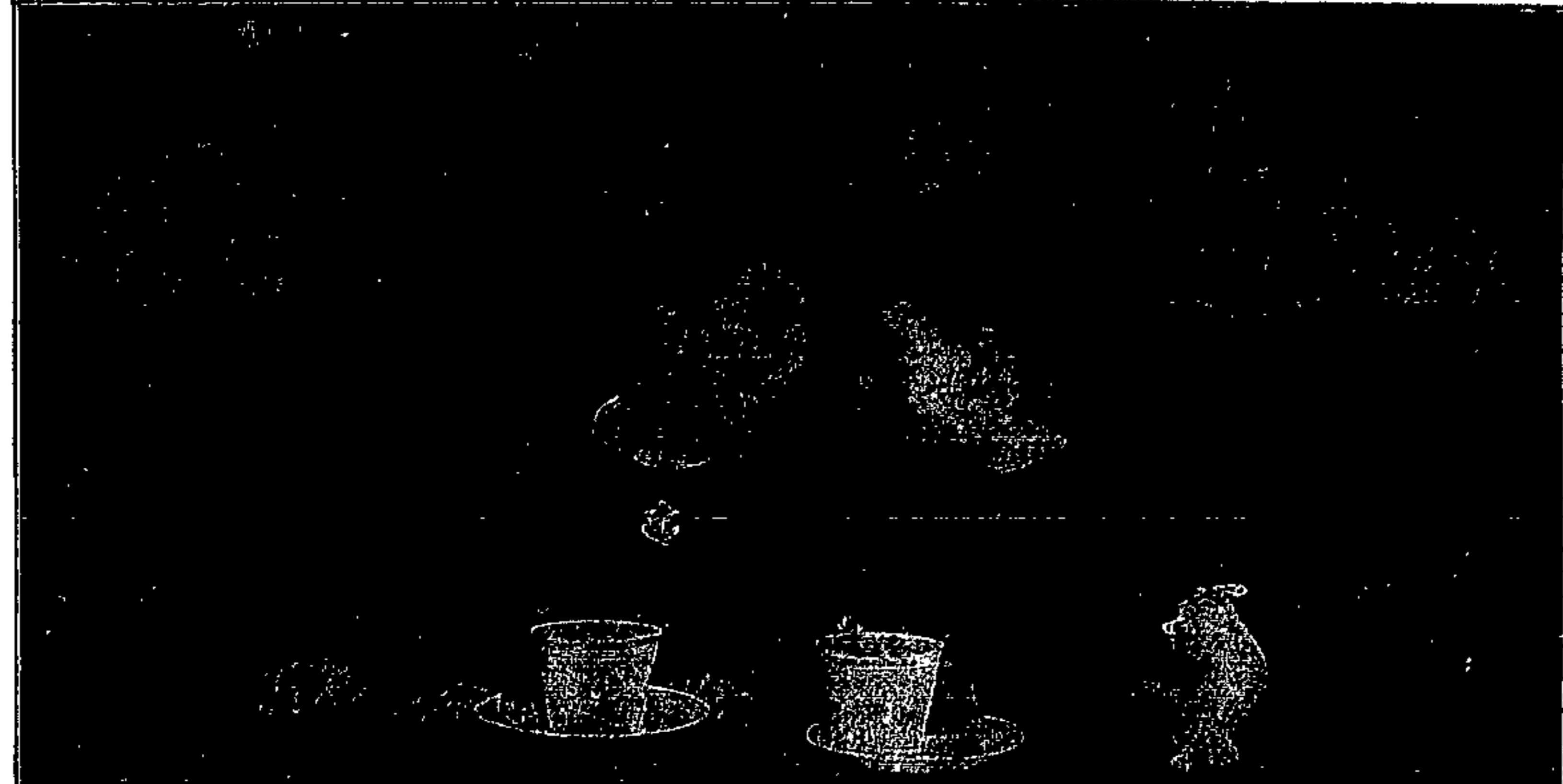
Er wurde grob. Ja — was er denn noch tun solle? Und überhaupt, so lange die Alte lebte, sei alles unsound und es werde nicht besser.

„Die Alte? Das Alte.“

Er ereiferte sich und sie wehrte nur so müde ab. Denn sie fühlte sich erschöpft bis zum Tode. So gleichgültig war ihr alles das! So abgemattet war sie, daß sie sich vor jedem Bank fürchtete, daß jeder Eindruck in ihr untersank wie in einem tiefen Brunnen. Ein kurzes, dumpfes Plätschern der Wasser, und alles schweigt wieder und nie-

mand kann bemerken, was sich begab. Denn das Geschäft, das sie eigentlich hätte sämtlich erhalten müssen, ging immer schlechter. Und sie kommt' ihm nicht mehr nachlaufen wie vordem, mit ihren Beinen, die sie kaum mehr selber tragen wollten. Allenthalben entstand Konkurrenz. Man drückte die Preise und schleuderte. Da konnte sie nicht mehr mit.

Und auf die Stossi war doch gar kein Verlaß. Ließ man sie einmal zuschneiden, so verdarb sie pünktlich alles. Und jeden Auftrag vergaß sie, und nichts hatte sie mehr im Kopf, nur ihren Navratil, und so tramhapt duckmärschte sie herum und wurde so ohne Grund rot und verfärbte sich, wenn man sie nur ordentlich ansah, daß einem das Herz wehtat und man sie nicht scheuen konnte, was immer sie verpfuschte, und man hätte auf schlimme Ge-



Ein Hauptspass. Nach einer Aufnahme von Johs. Roether-Braunschweig.

dauken kommen können, hätte man nur Zeit für einen Gedanken gehabt. Wüßte man nur, was tun? Mit ihrem Mann zu sprechen, aber widersteht sie an. Denn war gar nichts mehr wichtig, als seine Versammlungen, und er war hochmilitär denn je.

Die Linnerl aber? Ja, die Linnerl war Gottlob noch ein Kind. Ganz ein Kind. Gottlob! Denn fanden sie zu ihren Jahren, was hatte man von ihnen für alle die Sorge, die man an sie gehängt? Nichts — schlimmer wie nichts.

Da war die Geschichte mit der Kathi. Sie tat arg weh. Das war eine tiefe Besudelung. Und wie war sie nur fort! Ohne ein Wort des Abschiedes, nicht anders wie eine Hindin, die läufig wird. Ja, bei ihnen hielt eben nur ans, wer mochte und solange er es wünschte. Sie konnte leider nicht fort. Sie hatte keinen Ausweg als den einen, an dem sie oft genug dachte, ohne ihn beschreiten zu dürfen.

Dann war der Adam. Er gefiel ihr immer minder. Oft genug kam er um Gelb. Ja — woher das immer nur nehmen? Und je mehr sich in ihm die Gewöhnung an das Soldatenwesen und eine gewisse Zweisicht durchsetzte, das leisten zu können, was man dort von ihm begehrte, ja, über's Mittelmäss gewachsen zu sein, desto frecher ward er und desto heimtückischer erschien er der Mutter. Und etwas durchaus Wüstes und Verlottertes war an ihm, trotzdem er äußerlich viel auf sich hielt.

Von der Marie ließ er nicht. Und so widerwärtig der Frau das Mädchen war, sie behielt es, damit man es wenigstens unter den Augen habe. Einen großen Ekel mußte sie immer überwinden, wenn sie ihr am Ersten ihren Lohn anzähle. Zu schließen, unheilblichen Verhältnissen, gegen die sie sich kaum mehr zur Wehr setzen konnte, fühlte sie sich also rettungslos verstrickt.

Aussonstet aber — es war im Hause Maher sehr still geworden. Man lebte friedlicher denn sonst. Was der Kathi gehört hatte, blieb unberührt, und manchmal saß die wilde Frau lange vor dem Bett der Verschwundenen in sonderbaren Gedanken, über die sie selber den Kopf schüttelte. Was einem nur so einfiel in der Einsamkeit und wichtig ward! Sie horchte auf Vorzelchen, Ahnungen, studierte ihre Träume. Aber alle atmeten wie in einer tiefen Bekommenheit, aus der sie plötzlich etwas schrecken müsse. Und der Druck dieses Lebens voll einer häßlichen Langeweile lag über allen — immer schwerer, lastender, kaum mehr erträglich.

Und immer stärker schwoll in ihnen die Überzeugung: es mußte etwas geschehen. Eine Flucht, ehe man versank. Aber wohin oder an welches Gestade, da man sicher aufzutragen und sich geborgen fühlen könnte? Dies wußte keine der Seelen, in denen diese dunkle Überzeugung nagte und schllich.

## 12.

Die Linnerl verstand nicht, was man nur unablässig von der Rosi wolle. Wie eine Verbrecherin wurde die Schwester doch behandelt. Und dabei schlich das arme Mädel ohnedies herum, wie die Fußfertigkeit und wie die magere Zeit selber.

Das Herz tat einem weh, sah man sie nur, wenn sie sich allein glaubte. So ganz geschreckt wie ein Haspel und verloren war sie. Immer wußte sie sich die Augen, die vollkommen trocken waren.

Alle ihre Häßlichkeit war wie weggeblasen. Ewig schmerzte sie etwas. In keinem vernünftigen Wort, wie man's sonst unter Schwestern tauscht, war sie mehr zu haben. Durchaus sad mußte man sie finden, hätte sie einem nur nicht gar zu sehr erbarmt.

Oftmals betraf man sie schreibend. Ein unheimlicher Anblick! Denn, bei dieser ungewohnten Arbeit quälte sie sich sehr ab und wurde glührot, übertaschte man sie. Alle Federn im Haus waren zerpragelt, und die Linnerl ärgerte sich immer, wenn sie eine Aufgabe zu machen hatte. Häufig genug erbot sie sich, ihr das lieber selber zu besorgen. Niemals nahm's die Rosi an. Uebrigens schien es nicht, als sei einer ihrer Briefe jemals abgegangen. So sorgfältig sie jeden einzelnen zerriß: in Schnüren

chen Papier fand man da und dort Spuren ihrer traurigen Tätigkeit.

Die Linnerl war wirklich gar nicht neugierig. Gewiß nicht mehr als jedes Menschenkind. Aber hellnehmend war sie und hätte also gern gewußt, was sich begab und was man hier verhüllte, und wann die Schwester sich neverdings sogar mit der Marie reden stellte, lieber als mit ihr, der Linnerl, und nicht anders, als wäre die Marie, der Auswurf, ihresgleichen. Uebrigens wußte sie wohl: bei ihnen blieb nichts verborgen und zu seiner Zeit werde sich ihr die Schwester gewiß und rücksichtslos schon offenbaren.

Zunächst hatte die Rosi sich und ihre Mutter Navratil entdeckt.

Der schult, wie so ziemlich jeder Liebhaber im gleichen Falle, daß dümmste seiner Gesichter vorerst. Als dann zog er sie an sich und erklärte, immer noch mit dem gleichen, unendlich albernen Ausdruck, daß selbst sie in aller ihrer Angst kaum begriff, wie er ihr jemals hatte gefallen können: er keine seine Pflicht als Ehrenmann und sei selbstverständlich bereit, sie zu erfüllen.

„Gelt — Du weißt's: ich hab' noch niemanden geru' gehabt vor Delner“ — und ihr stieg die Flamme ins Gesicht.

Ja. Das wisse er. Denn anders, so lieb er sie hätte, anders könnte er sie doch nicht heiraten. Und wieder war das Siegergefühl in ihm, daß sich dieses brave und tapfere Mädchen ihm ganz hingeben habe, und es erhöhte seine Zärtlichkeit, daß sie sich ihrer kaum erwehren konnte. Denn in ihr war immer noch eine Gefangenheit vor ihm und seinem Ungeheuer und immer noch fakte sie selber es zum, wie sie sich so weit hätte vergessen können.

Dann sollte er doch um Gottes willen mit dem Vater reden. Aber bald. G'h' es zu spät sei und alles aufzumane.

Das Gesicht des Navratil versankte sich. Daran sei nicht zu denken.

„Vater! Wenn ich Dich aber so bitt'!“ und sie hob beide Hände zu ihm.

Er blieb steif und düster. Auch dann nicht. Das könne er nicht, noch einmal zu einem gehen, der ihm die Tür gewiesen, da er mit den ehrbarsten Absichten von der Welt — er unterstrich diese Worte sehr stark — gekommen sei. Er sei ein armer Bursche. Und er habe nichts als seinen Charakter. Den lasse er sich nicht verunglimpfen. Genug, daß er alles vergessen und augenblicklich wiederkommen wolle, sowie man ihn nur rufe.

„Und wenn ich daran stirb?“

Man sterbe nicht daran.

„Vater!“

Ja — er wisse keinen Ausweg. Denn sie wäre doch lange noch nicht großjährig. Sonst wüßte er wohl, was ihm die Pflicht gebiete. Er kam immer wieder und mit einer sichtlichen Selbstgefälligkeit darauf zurück und merkte gar nicht, daß er sie damit verlegen müsse. Aber bis dahin warten könnten sie nunmehr beide nicht. Sie müsse handeln, nachdem es doch zunächst um sie ginge.

Sie sah ihn entsetzt an. Und in diesem Augenblick war ein Haß in ihr, der zu allem fähig war, gegen ihn, gegen sich, gegen alle Welt, und der Ekel vor allen ihren Unbegreiflichkeiten erfüllte ihr junges Herz. „Aber — vielleicht könnt' man nach Amerika?“ meinte sie schlichtern.

„Amerika? Das ist ein hartes Brot. Ich hab's dahier besser.“

„Wenn man sich aber sonst nicht helfen kann?“

„Ich geh' net nach Amerika. Dorthin soll, wer da zu gar nix net gut ist. Ich net. Ich hab' mein Lebttag nix angestellt!“

„Nix, Xaverl!“

„Gar nix. Wenn man was gutmachen kann und will, so heißt das nix anstellen.“

Sie tat ihm schön. Sie beschwore. Bergeblisch.

„No alsdann . . .“ Sie sprach sehr trocken und hart, wie eines, das etwas in sich niedergewingen muß. „No, alsdann muß es freilich gut sein.“

„Es wird schon noch alles gut werden, Rosi.“

und, erfreut über ihre Fügsamkeit, läßte er festig.

„Sie litt's. Aber nichts in ihr erwähnte seine Zärtlichkeit.“

Sie ließ einige Tage verstreichen, in denen viel zur lieben Muttergottheit betete, sie möchte doch zu sich nehmen, ehe sie der Mutter beichte:

Die flackerte gewaltsam auf, ehe sie wieder in sich zusammenfiel und die Achseln zuckte: „Von auf. Er wird's doch net erlauben.“

„Aber was kann er denn gegen den Vater sagen?“

„Ich wär' lieber net neugierig. Wirst's sch-

noch hören, könnt' sein, mehr wie Dr. Heb ist.“

„Mutterl — ich bitt' Ihnen, reben S' mit ihm.“

„Läßt mir nutzen, Rosi. Und endlich: hast Du die Suppen einkochen lassen, so mußt Du sie schon asteilen ausessen.“

„Über — dann muß ich ja ins Wasser, Mutterl.“

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, „Mir scheint's oft, es wär' besser für uns alle, wir gehen ins Wasser, statt daß wir nur so darin sind.“

„Mutterl — reden S' net a so!“

„Hast, wie mir's uns Herz ist.“

„Mutter — haben S' denn gar kein Gefühle in Ihnen?“

„Wär' eh 's bestet Wär' eh 's bestet!“

„Mutterl — ich bitt' Ihnen“ — ein Läufschrei.

„Ich kann mir tun, Rosi. Ich kann net mehr mit ihm reden. Es geht sich alles in mir dabei.“

So mußte die Rosi denn endlich den schweren Bekennungsgang tun.

Er schlug sie. Und sie litt es mit zusammengebissenen Zähnen und ohne einen Muc. Das tat behnach wohl. Das hatte sie am Ende nicht anders verdient oder erwartet. Er beschimpfte sie ganz unflätig.

Sie zuckte zusammen, wenn ihr ein Wort ins Gesicht sprang, bösartiger und giftiger als ein Faustschlag. Sie erhob nur manchmal die Hände um einen Hieb zu parieren, der ihr gar zu grausam drohte, und faltete sie dann bittend und ergeben und stammelte wieder ihr demütiges: „Ich bitt' Ihnen, Vaterl! Ich bitt' Ihnen so sehr . . .“

„O nein! Das sei ein abgekartetes Spiel gewesen. So habe man ihn zwingen wollen. Aber zwingen läßt sich der Franz Maher nur einmal zu nichts. „Und einsädeln habt's mich wollen. Mich den Franz Maher! Aber, dös gibt's net!“ Sie sei schlechter, tausendmal schlechter wie die Kathi.

So ungehörig sie's verhierte — auch dieses litt sie ohne Entgegnung. Nur immer wieder, zwischen Schluchzen, stammelte sie: „Die Schaud', Vaterl! Lassen S' mich net in der Schaud', Vaterl! Ich bitt' Ihnen so viel . . .“

Das sei ihm egal. Aber schon völlig egal.

„Aber die Schaud', Vater.“

„Hast Dich vor der einen net g'scheut, Deine Eltern zu hintergehn, schabt Dir alles andere a nit. Und endlich — ein Bankert in der Familie sei immer noch besser wie zwei. Wenn ich den Linnert, den Blödisten erwisch! Die Hagen schlag' ich ihm entzweil! Wenn der saubere Herr Navratil wenigstens noch sein Geschäft hätt', könnt' man ja ehnder reden.“ Und nun habe er genug und wolle seine Ruh' haben. Und er schlug die Türe hinter sich zu und ging seiner Wege.

„Saubere Geschichten hört man in dem Hans. Halt schon sehr saubere Geschichten,“ dachte die Marie hämisch in ihrer Küche.

In dieser Nacht erwachte die Linnerl von einer plötzlichen Helle.

Sie tat die Augen auf. Eine Kerze war einzündet, und die Rosi saß im blanken Hemd am Tisch und schrieb an einem endlosen Brief, oftneis die Tropfen aufsaugend, die ihr immer wieder aus Papier fielen. Man sah, wie schmal ihre Schultern geworden waren, wie sie zuckten und wie schwer das Mädchen atmte.

Die Linnerl schlich sich hinter die Schwester, barfüßig, ganz leise: „Wem schreibst denn gar so viel, Rosi?“

„Jessas — Du hast mich verschreckt! Schlaist leini net, Du Fratz Du?“

"Ich hab' geschlafen. Aber der Schlaf ist mir vergangen. Und jetzt hab' ich gar keinen mehr in mir."

"Und was spionierst denn nachher an mir herum, Du grässliches Ding Du?"

"Ich spionier' net. Halt erbarmen tuft Du mich, Noss!"

Ein Aufschluchzen. "Erbarmen dürft' ich ein jedes. Über helfen tut mir keins!" Und sie schob den Brief weg, damit ihn die vorströmenden Tränen nicht völlig verdrücken.

"Wem schreibst denn, Noss?" bat die Linnerl noch schmeichelischer.

"Halt — dem Vater und der Mutter und dem Navratil schreib' ich."

"Wo zu denn? Du kannst doch immer mit ihnen reden?"

"Kann ich net mehr."

"Ja — warum denn net?"

"Weil's zu mir nicht. Und ich möcht' ihnen behütt' Gott sagen."

"Geht denn fort, Noss?"

"Ich geh' fort."

"Und wohin denn, Noss?"

"Ich weiß noch net."

"Und bleibst lang fort, Noss?"

"Ich denk', für immer."

"Willst leicht in ein Dienst geh'n, Noss?"

"Marter' mich net so, Linnerl! Marter' mich net . . ."

Mutter Anna! Noss — Du willst Dir was antun . . ."

"Schreß' net so, Linnerl . . ."

"Ich muß," und sie krampfte ihre Hand in den Arm der Schwester, als wollte sie sie gewaltsam zurückhalten. "Und z'wegen was denn?"

"Ich kann's Dir net sagen; just Dir net."

"Und warum net?"

"Ich schäm' mich vor Deiner."

"Vielleicht geht's so," und mit einem plötzlichen Entschluß blies sie das Licht aus.

Beide Mädchen sahen völlig im Dunkeln. Die Linnerl hielt den armen, zuckenden Leib der Schwester mit einer großen Zärtlichkeit umfaßt, und Mund an Ohr, weil sich's im Finstern schlecht hört und damit sie die Stimme ja nicht zu erheben brauche, horchte sie ihren Bekennissen und streichelte ihr manchmal die Wangen, die so eingefunken und so von Tränen feucht waren, mit einer unsaglichen, misleidigen, verständnisvollen Liebe. Eine große Erleichterung war es der Noss, daß sie so ihren ganzen Jammer hinstürmen könnte. Und unklar, aber dennoch unvergesslich und fortwirksam für ihr ganzes Leben erwachte bei diesen Bekennissen der Noss mancherlei in der Flügleren.

Ein langes Schweigen. Die Noss hatte sich etwas beruhigt. Die Linnerl dachte nach: "Und Du meinst, wenn er Meister wär', so hätt' der Vater mir dagegen?"

"Er red't wenigstens so. Er hat mich so geschlagen, Linnerl! Und schlechter hat er mich geschimpft wie die Kathi, Linnerl. Und das bin ich doch net, lang net, gelt?"

Sie liebkoste sie. "Nein, das bist Du gewiß net. Aber hab Dich net so, Noss. Und hast Du den Navratil so gern, daß Du ohne seiner net leben kannst?"

"Ich darf net mehr ohne ihn leben."

Die Linnerl stand auf: "Und jetzt gehst schlafen, Noss!"

"Meinst denn, ich kann's, mit solche Gedanken?"

"Sext geht schlafen, Noss. Es ist kalt, und das könnt Dir schaden. Du mußt auf Dich schan'n, Noss. Verstehst? Und von Deine Gedanken red' mir net."

"Geh' schlafen, Noss. Ich mein', ich weiß was." Und sie führte die Schwester sehr vorsichtig, damit sie sich nicht stoße, zu Bett. Und einige Augenblicke später schliefen die Schwestern. Nur lächelte die Noss viel und warf sich im Traum.

\* \* \*

Den nächsten Morgen, knapp vor Mittag, pochte es sehr schlichern an die Türe Frau Eva Mayer. Die Linnerl trat sehr besangen ein.

Der Tisch war schon gedeckt. Alles war blitzenweiss und so gar gediegen. Die alte Frau hielt etwas auf sich und thre gewohnte Ordnung.

Die Linnerl sah sich um und ihr gesiel's gar gut. Sie war bänglich und dennoch entschlossen. Denn was sie vor hatte, war notwendig, und zu ihr war am Ende noch jeder Mensch gut gewesen. Das wußte sie und es gab ihr Zuversicht.

"Ich möcht' der Frau Ahndel die Hand küssen! Wie hübsch, daß sie's nur bei sich hat," und sie sah sie mit scheuen Augen an.

"Und sonst willst mir?"

"Was für Augen sie mir hat!" dachte das Kind. Augen, von denen man meinte, sie sähen einen durch und durch. So ruhig und so ungeregt war ihr Blick. Sie atmete tief: "Weil's mir die Frau Ahndel doch erlaubt hat, so möcht' ich halt einmal ihr die Hand küssen."

"Bist so leicht geschreckt, Linnerl? Ober vertragt's Stelzen net? Wär' ein bissel gar zettig."

"Geschreckt bin ich sonst net. Und 's Stelzen macht mir mir. Über eine Angst hab' ich in mir . . ."

"Vor meiner, Linnerl?"

Sie sah sie ehrlich an: "Ich weiß net, Frau Ahndel. Aber ich hab' noch zu keinem Menschen so ein Vertrauen gehabt, als wie zu der Ahndel. Und immer hab' ich mich gefreut, wenn ich werd' da einmal herauf bersetzen."

Eine ungebildige Bewegung: "Schmeichelst du mir net. Ober Du willst was, was net recht ist."

"Tu' ich net, Ahndel. Will ich gewiß net, Ahndel!"

"Also was willst?"

"Derf ich alles sagen?"

"Du darfst."

Sie sah sich sehr vorsichtig um, ob auch gewiß niemand horche: "Die Noss will mir ins Wasser."

"Ins Wasser? Die Noss? Warum?"

"Halt — weswegen die Madeln meist ins Wasser geh'n."

Die Urahne mußte lächeln: "Hat sie's mit wem?"

"Ja! Mit dem Navratil."

"Wer ist denn der Navratil?"

"Der Altgesell von der Tischlerin da im Haus."

"Der? Der war schon bei mir. Sieht aus, wie ein sehr ein ordentlicher Mensch. Dem trau' ich's net, daß er 's Madel sitzen läßt."

"Er will's ja hefraten. Aber der Vater erlaubt's net."

"Sol' Der Herr Vater erlaubt's net? Und warum denn net, wenn man fragen darf?" Das kam sehr gedehnt und verächtlich.

"Halt, weil man net weiß, wer dem Navratil seine Leut' sind, sagt er. Und weil er kein eigenes Geschäft noch net hat, hat der Vater gesagt. Und kein eigenes Geschäft hat er noch net, weil er seine alte Meisterin noch net auszahlen kann. Und die Noss sagt, wenn sie ihn net kriegt, so muß sie in die Donau. Und was die Noss sagt, das tut s'. Ich kann' sie. Und hernach geh' ich lieber gleich mit."

"Also — zu gering ist er ihm? Und Du thätst Dich net vor der Sünd' fürchten, Linnerl?"

"Flirchten vor der Sünd'? Nein, Ahndel. Ich hab' sonst niemand auf der Welt. Die Kathi ist fort — die Frau Ahndel weiß eh, wie. Den Adam hab' ich nie net mögen. Die Mutter penzt die ganzen Täg'; der Vater ist grob. Was soll ich so alleinig?"

"Ich muß wen haben zum Liebhaben oder ich stirb!" Und ein unaufhaltsames Weinen kam über sie.

"Ob'st D' stadt bist, Linnerl! Ob'st D' stadt sein würst!" gebot die alte Frau bewegt.

Die Linnerl trocknete gehorsam die Tränen. "Und die Frau Ahndel soll net glauben, das ist mir a so gerebt. Was ich sag', das tu' ich. Und die Noss ist net ein Haar Haar anders. Und es wär' vielleicht doch schad' um uns zweit," und sie lächelte gar hübsch.

Auch die alte Frau mußte sehr milde lächeln. "Um Dich wär's schon schad', Linnerl. Die Noss kann' ich net."

"Wenn Sie's nur kennten! Wie lieb sie ist! Und wie brav und wie gut! Und wie sie sich harmt! 's Herz tut et'm weh!"

"Linnerl und hast Dein Bettlächel noch?"

"Ja, Frau Ahndel!"

"Und die vielen Bildeln drin a noch?"

"Ja, Frau Ahndel. 's fehlt keins!"

"Und sieht fleißig nach ihnen?"

"Net mehr gar so oft," entgegnete sie ehrlich.

"Und hast Dein Glauben noch? Denn ein Glauben muß der Mensch haben!"

"Ich weiß es net so recht, Frau Ahndel! Es will halt gar ate so geh'n wie's sollte. Da wird man halt irr."

"Das sind Prüfungen, Linnerl." Und sie strich ihr die Wangen. Die Linnerl haschte die weiße Hand und kloste sie sehr ehrwürdig. "Bist halt noch jung, Linnerl. Mußt Dich gedulden, Linnerl."

"Ich möcht' auch gar net alt werden. Außer wie die Frau Ahndel."

"Das Schmelchein verstehst, wie ein Käferl, wenn's das Obers will."

Keine Antwort. Nur mit sehr leichten Augen sah die Linnerl zur alten Frau auf. Eine solche ehrliche Liebe war darin! Weder ein Lächeln: "Und was meinst, soll ich mit unserer Noss und mit dem Navratil machen?"

"Halt was die Frau Ahndel meint, damit wir nicht ins Wasser müssen."

"Davon red' mir mir mehr," befahl Eva Mayer.

"Und die zwei narrischen Leut' schickt mir beide. Über zum Verschenken hab' ich mir, Linnerl. Er wird mir eine Schrift geben müssen. Und meine Blumen will ich pünktlich." (Fortsetzung folgt.)



## Karthago.

Von A. Conrady.

**K**it besonderer Ausführlichkeit möchte man natürlich gern die karthagische Industrie behandeln, die ganz zweifellos relativ hoch entwickelt war. Hier versagen aber unglücklicherweise die autiken Quellen fast gänzlich. In besonderer Weise stand, wie in der phönizischen Heimat, die Textilindustrie, deren Erzeugnisse neben den syrischen und ägyptischen den größten Ruf besaßen und z. B. in Griechenland wie Italien sehr geachtet waren. Ein griechischer Schriftsteller, Polemo, hatte eine Abhandlung über die Fabrikationsmethoden der karthagischen Stoffindustrie geschrieben, die wir leider aber nicht mehr besitzen. Wie großes Gewicht die Karthager auf Spinnerei, Weberei und Färberei legten, kann man allein daran ermessen, daß ihre ersten Ansiedlungen auf Sizilien Motye und Panormus (Palermo), das erste mit seinem phönizischen Namen „Motna“, Spinnerei, das andere „maganath choschdim“, Lager der Wundweber bedeutet. Wolle müssen sie in Masse aus Sizilien, Sardinien, Spanien und aus Lybien bezogen haben. Baumwolle lieferte Malta nach Karthago. Das bedeutsamste Rohmaterial aber war, wie in Tyrus, dem Vorläufer Karthagos auf diesem wie auf anderen Gebieten, der Purpur, die kostbare Saftschnecke. Sie fand sich besonders zahlreich auf der Insel Meninx und an anderen Punkten der libyschen Küste, dann auch auf Sizilien und den Balearen. Was nun die Betriebsformen der karthagischen Textilindustrie angeht, so haben zahlreiche neuere Geschichtsschreiber mit der Wiene der Unfehlbarkeit von Fabriken und Fabrikarbeitern gesprochen. Das ist aber blühende Phantasie. Aus ökonomischen Gründen ist sicher, daß höchstens die Färbereien etwas Fabrikähnliches gewesen sein können. Spinnerei und Weberei dagegen müssen in den Formen der Hausindustrie

— etwa wie im mittelalterlichen Florenz — betrieben worden seien. Als gewiß kann auch gelten, daß das Kapital den ganzen Produktionsprozeß beherrscht hat. Ein antiker Schriftsteller konstatiert ausdrücklich einen Gegensatz zwischen „Bürgern und Handarbeitern“, der auf eine rechtlich sehr niedrige Stellung der letzteren schließen läßt. Leider ihre materielle Lage wissen wir schlechterdings nichts. Man kann höchstens aus Wahrschauurkundengründen annehmen, daß es ihnen materiell nicht eben schlecht gegangen sein mag, weil sie eine gelehrte Arbeitersklasse und unter den Umständen unerreichbar waren.

Besser kennen wir unter den gewöhnlichen Betrieben der Karthagener diesenigen, die nicht in der Hauptstadt selbst ihren Sitz hatten: die Bergwerke. Das hängt mit dem Umstande zusammen, daß während mit Karthago selbst auch seine ganze Industrie spurlos verschwunden ist, die Bergwerke als einzügigste Rente auch nach Karthagos Fall weiterbetrieben wurden und daher von antiken Autoren in voller Tätigkeit betrachtet werden konnten. Die Karthagener hatten Bergwerke in Afrika (hauptsächlich Eisen- und Kupfergruben), auf Sardinien, Korsika und Elba, vor allem aber in Spanien. Was im sechzehnten Jahrhundert Mexiko und Peru den Spaniern erschien: das gelobte Land der Edelmetalle, das war Spanien selbst im Altertum den zivilisierten Völkern, die nach Gold und Silber gierten. Karatisch im Minde der Inden, Tartessos in griechischer Zunge, klang der Name des antiken Dorado nach seiner eingeborenen Bevölkerung, dem Stamm der Turdetauer im südlichen Spanien. Die Bibel weiß Wunder zu erzählen von den Metallimfern, die der Stadt Tyros von da zufließen. Die Griechen bekamen Appetit nach den Schätzen von Tartessos, die sie ihrer Unerschöpflichkeit halber mit dem Horn der Unnaltheia oder, wie uns Aeläfiger ist, mit Fortunias Füllhorn, verglichen, als gegen 640 v. Chr. ein samischer Kauffahrer namens Kolatos durch einen glücklichen Sturm aus dem Meere nach Ägypten verschlagen und nach Tartessos hingetragen ward. Hier verkaufte er die wesperriglich für Ägypten bestimmte Ladung mit so ungeheurem Profit, daß er als schwerreicher Mann nach Hause zurückkam: 300000 Mark betrug sein Gewinn. Das reizte zur Nachfolge, und es gingen auch wiederholte griechische Expeditionen nach Tartessos. Aber auf die Dauer war hier für die Hellenen nichts zu holen, denn nach dem Niedergang von Tyros legte Karthago seine schwere Hand auf das schätzereiche Land und war natürlich nicht willens, anderen einen Platz an der Sonne zu gönnen. Sie beuteten die spanischen Gruben, die hauptsächlich Silber, daneben auch Gold, Eisen und Quecksilber ergaben, mit der allergrößten Intensität aus, die bei den technischen Mitteln der Zeit denkbar war.

Ganz oberflächlich war der spanische Bergbau gewesen, so lange die Eingeborenen ihn nach eigener Methode betrieben hatten. Wer Lust hatte, schürzte nach Silber oder Gold und verkauft das mit wenig Arbeit Gewonnene um ein Geringes in bestehenden aber nicht gerade wertvollen Waren an die phönizischen Händler. Anders wurde die Sache, als die Phönizier sich im Lande niederließen und den Bergbau in die eigene Hand nahmen. Nun kamen schon wirkliche Bergwerke mit kunstvollen Schächten zu Stande, die den Erzgängen in die Tiefe folgten. So kann bereits das biblische Buch Hiob den Bergbau, wie ihn die Phönizier in Tartessos und anderswo betrieben, recht anschaulich also beschreiben: „Die Erde, aus welcher die Nahrung sproßt, wird umgekehrt, an den Kieselstein legt man die Hand, fern von den Wohnungern der Menschen bricht man den hinabhängenden Schacht. Kein Raubvogel kennt den Pfad, des Geiers Auge erspäht ihn nicht, die wilden Tiere betreten ihn nicht. Durch die Felsen werden Gänge gebrochen, man erforscht das Dunkel und die Todesnacht. Dann sieht das Auge alles kostbare. Das Gestein der Felsen ist Sitz des Saphirs und des Goldstaubes, Eisen wird aus den Bergen geholt, Steine werden zu Erz geschmolzen, das Tröpfchen des Wassers wird gehemmt, und das Verborgene wird ans Licht gebracht.“ Unter kartha-

gischem Regime nun ward der Betrieb weiter verbessert. Die alten Schriftsteller, die ihre spanischen Bergwerke beschreiben, Polybios, Poseidonios, Diodor, Strabo, sind voll der Bewunderung für die kolossalen Untertagsbauten, die von den Karthagern angelegt worden waren. Kilometer tief reichten die Schächte. So hatte man natürlich auf Mittel benutzen müssen, um die Grubenwässer zu beseitigen. Stollen von riesiger Länge dienten diesem Zweck, aber auch schon Pumpenanlagen. Und nicht bloß intensiver haben die Karthagener den Betrieb gestaltet, sondern auch extensiver. In ihrer letzten Zeit lag das Hauptzentrum nicht mehr im Süden, sondern im Osten des Landes, wo sie erst nach der Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. ihre Besitzungen ins Innere ausdehnten und eine neue Hauptstadt Karthago (das heutige Carthagena) begründeten. Hier lagen schon alte Silbergruben, die aber nun mächtig ausgebaut wurden, so daß sie im ganzen ein Terrain von 10 deutschen Meilen im Umkreis bedeckten. Der Steinertrag stellte sich noch in der ersten Römerzeit auf täglich 20000 Mark, jährlich zu 7000000 Mark. In karthagischer Zeit ist die Ausbeute zweifellos höher gewesen und muß im ganzen Lande eine nach antiken Begriffen enorme Höhe erreicht haben. Der Gewinn fiel zum Teil dem karthagischen Staat zu und bildete einen erheblichen Teil seiner Einnahmen; zum Teil aber gehörten auch die Gruben einzelnen reichen Familien oder Gesellschaften.

Fügt man hinzu, daß allein in den Gruben bei Carthagena 40000 Menschen tätig waren, so leuchtet ein, daß die Arbeitsverhältnisse gegen die älteste Zeit einen völligen Wandel erfahren haben müssen. Von Schülern Einzelner auf eigene Faust könnte selbstverständlich keine Rede mehr sein, nachdem die karthagische Plutokratie den Bergbau monopolisiert hatte. Jetzt wurden nicht mehr bloß Erzgänge ausgebaut, sondern auch Menschen und zwar in großer Zahl, wie die Bisher von Carthagena allein genügend erkennen läßt. Es handelt sich hier nicht um freie Lohnarbeiter, sondern um Sklaven. Nach einer Nachricht des Diodor hat es zwar auch bezahlte Bergleute gegeben; demnach hören bei ihm von „Leuten, die in den Kupferwerken arbeiteten“, und die dafür ein Viertel des Ertrages bekamen. Der griechische Ausdruck „chalkurgeion“ kann aber sowohl Kupfergrube, als Werkstätte zur Kupferverarbeitung bedeuten; vermutlich ist letzteres gemeint. jedenfalls die große Masse der Grubenarbeiter bestand aus Sklaven, sei es, weil man für die unter damaligen Verhältnissen zweifellos ganz außerordentlich gefährliche Grubenarbeit keine freien Leute finden konnte, sei es, weil aus Sklaven durch rücksichtslose Ausnutzung ihrer Arbeitskraft größerer Profit herauszuschlagen war, wo es nicht um die Qualität, sondern die Quantität der Leistung ging. Die Ausbeutung der Sklaven in den spanischen Gruben, wie sie uns Diodor schildert, zeigt nämlich ganz grauenhafte Züge. Sie entspricht aber dem, was wir von der Sklavenarbeit in den Bergwerken anderer antiker Völker wissen, z. B. von den römischen Bleibergwerken auf der Insel Sardinien, den griechischen Silberminen in Laurium, den ägyptischen Goldgruben in Nubien, deren Betriebsgrundlage Marx in die Worte zusammenfaßt: „Gewaltsames zu Tode arbeiten ist hier die offizielle Form der Unfreiheit.“ So ist die auf zuverlässige Quellen zurückgehende Schilderung, die Diodor von den Zuständen in den spanischen Gruben gibt, zweifellos nicht übertrieben: „Die in diesen Bergwerken verweilen, erwerben zwar ihren Herren eine unglaubliche Menge von Profit. Sie bringen aber Tag und Nacht in den Gruben unter der Erde bei körperlicher Überanstrengung zu, und viele bilden unter der übermäßigen Arbeitslast ihr Leben ein. Denn da ist keine Pause in der Arbeit, keine Ruhe, sondern die Aufseher zwingen sie mit der Peitsche, auch das Schlimmste zu ertragen. Daher kommt es, daß sie schließlich elendiglich ihr Leben auszuhalten. Einige, die durch Körperkraft und geistige Energie die Last tragen können, bringen lange Zeit in diesen Hölen zu. Wegen der Größe ihrer Leiden

möchten sie aber lieber sterben, als leben.“ Es versteht sich, daß die reichen Karthagener ihren Goldhunger unter höherem Schutz zu befriedigen glaubten. Alles hieß der Halbgott, der einst als Mensch in spanischen Silberminen entdeckt haben sollte und nun dafür als himmlischer Schutzpatron des guten Werkes verehrt wurde.

Auf welchem Punkte des karthagischen Machtganges auch der Blick ruht, er gewahrt Ausbeutung überall, und Ausbeutung der raffinertesten und skrupellosesten Art zum Nutzen in letzter Instanz einer kleinen Elite von großen Geldmännern. Zu ersten Augenblick scheint es fast unbegreiflich, wie ein solches Gemeinschaftsleben ohne häufige Erschütterungen seines inneren Gefüges Jahrhunderte lang sich erhalten kann. Fest steht aber, daß die Position der karthagischen Kaufherren bis ins letzte Blatt des vierten Jahrhunderts v. Chr. ohne ernsthafte Aufschwung geblieben ist. Aristoteles konstatiert gegen Anfang der eben umschriebenen Zeitspanne, daß in Karthago bis auf seine Zeit keine Revolution stattgefunden habe, und erläutert darin einen Beweis für die unsterbliche Fortrefflichkeit der karthagischen Verfassung. Das ist ja nun — bei allem Respekt vor den logischen Fähigkeiten des großen Statisten — ein mehr als gewagter Schluß. Näher wird man der Wahrheit kommen, wenn man sagt, daß die karthagischen Gelbente die Politik des *divide et impera* (teile und herrsche!) mit großem Erfolg betrieben haben. Von den Sklaven war überhaupt nichts zu berichten, als lokale Insurrektion. Die Handwerker und Arbeiter der Hauptstadt wurden gewiß von den oberen Gehutsen ausgebunten, aber als Hauptstädter bewarben sie selber die Wohnungen der Provinzen mit aus und waren darum von diesen durch einen lieben Interessengegensatz getrennt. Die Phönizier der libyschen Städte, wie die eingeborenen Libyer des platten Landes, waren gewiß gemeinsam, daß sie von dem Zentrum des Reichs ausgesangt wurden, aber die liby-phönizischen Kaufleute und Bücherer explorierten selber die libyschen Bauern, die wiederum in eine Menge streng geschiedener Stämme zerstelen, und beide Kategorien von Untertanen Karthagos hatten wieder Grund, sich vor räuberischen Einfällen der unwohnenden Numidier zu fürchten, und eine Sicherheit dagegen in den karthagischen Soldtruppen aus aller Herren Länder zu erblicken. Den in Libyen selber rekrutierten Teil der Staatsarmee dagegen benutzte man zur Niederhaltung der entfernten Provinzen, deren Bevölkerung die zuchtlose Soldateska gewiß nicht gerne sah, aber selbst wieder aus den Disparaten Elementen bestand.

Nur wenige Jahre jedoch, nachdem Aristoteles die Revolutionslosigkeit der karthagischen Geschichte betont hatte, trugen sich in Nordafrika Dinge zu, die demnach doch erwiesen, daß auch die punische Schauheit kein Universalmittel gegen revolutionäre Erhebungen entdeckt hatte. Im Jahre 310 v. Chr. waren die Karthagener der lange und heftig umstrittenen Insel Sizilien endlich soweit Herr geworden, daß sie zur Belagerung der Hauptgriechenstadt Syrakus schreiten konnten. Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Aus der belagerten Festung brach ihr damaliger Machthaber Agathokles zu Schiff mit einer mächtigen Streitmacht aus, entkam den verfolgenden Galeeren der Karthagener, die über seine tollkühnen Absichten ganz im Dunklen waren, und landete ungehindert auf dem afrikanischen Kontinent. Er hatte richtig spekuliert, insofern sich die libyschen Stämme massenhaft gegen ihre Zwingherren erhoben und auch zahlreiche phönizische Städte den lockenden Versprechungen des Griechenführers geschenkt. Die Gefahr war für Karthago zeitweilig sehr groß, so daß die freie Bevölkerung der Hauptstadt massenhaft zu den Waffen gerufen wurde; aber Agathokles war bloß ein irrlichterender Abenteurer, der bald dies, bald jenes unternahm, und so war der afrikanische Boden nach dreijährigen Kämpfen wieder von Griechen frei — frei auch für die erbarmungslosen Strafgerichte Karthagos über seine Untertanen. Sie werden vom selben Kultiviert gewesen sein, wie ungefähr ein halbes Jahr-



# Wollen Sie kahl werden?

Wehhalt warst du im allgemeinen, bis die angsthende Platte sich zu einer vollkommenen Glatze entwickelt hat, ehe man zu einem Mittel darfst greifen? Welt man hofft, daß das Ausfallen des Haars von selbst aufhören wird; leider aber nimmt es immer zu! Den Vorteil eines Kopfschmuckes schlägt man erst dann, wenn er verschwunden ist. Je länger man die Pflege des Haars vernachlässigt, desto schwerer ist es, die Wurzeln zu neuer Triebkraft anzuregen. Trotzdem hat wohl Präparat bei Hunderten von Kahlköpfigen einen schönen, üppigen Haarwuchs wieder hervorgerufen. Also ein beweisenes Mittel, wenn der Mangel an Haaren nur noch maßig ist, kaum denkbar.

## Gratis-Verteilung von 10000 Dosen.

Es bietet sich Ihnen jetzt die günstigste Gelegenheit, ein Haarwuchsmittel kostenos zu versuchen. Geben Sie mir, bitte, Ihre Adresse auf (eine Postkarte genügt), und ich werde Ihnen umgehend eine Probe-Dose gratis und franko senden. Erst versuchen, dann kaufen!

**John Craven-Burleigh,**  
Kasten 122, BERLIN, Leipziger Straße 84.

## Hygiene-Jacob

Versandhaus Berlin 48, Freiburgstr. 4c. — Illustrierte Preisliste senden gratis und franko.



Alle hygien. Bedarfssachen billig.  
Damenbinden, Dr. A. —, 75 u. 1.  
Gürtel dazu Stil. A. —, 50 u. —, 80.  
Irrigator komplett A. 1,00.  
Beste Qualität.



Musik-Instrumente  
und Saiten aller Art  
zu billigsten Preisen.

Gottschalk'sche  
Musik-Instrumente-Saiten  
Von der berühmtesten Bezugssquelle direkt vom  
Fabrikanten.

Gustav Kreinberg  
Markneukirchen 57

Anerkannt sehr leistungsfähig ist die Stahlwarenfabrik  
und Versandhaus I. Ranges

## Sebrüder Rauh,

Gräfrath  
bei Solingen No. 12.

30 Tage zur Probe.

versenden wir eine

## Vollständige Rasier- Einrichtung

wie nebenstehend abgebildet, in  
seinem Etui praktisch zusammen-  
gestellt. Rasier-Garnitur No. 1500,  
bestehend aus einem hochfeinen  
Rasiermesser No. 200; 5 Jahre Garantie,  
für jeden Bart passend, aus prima  
englischem Silberstahl geschmiedet,  
sehr hohl geschliffen und gebrauchs-  
fertig abgezogen. Strichkamm mit  
Pasta. Rasiertuch, Rasierpinsel und  
Pasta. Rasiertuch, Rasierpinsel und

No. 1501. Dieselbe Garnitur,  
aber Rasiermesser mit Schutz-  
vorrichtung für Ungeübte (Ver-  
leistung unmöglich) ..... nur

375 Mark  
franko.

Garantieschein: Nicht gefallende Waren  
tauschen wir bereitwillig um oder  
zahlen Betrag zurück.

Rasierset, alles komplett  
1. fühlbares Etui in Klapp-  
deckel. Größe 15 x 12 cm  
zum Preise von ..... nur

3 Mark  
franko.

Versand unter Nachnahme oder gegen  
Vorauszahlung des Betrages.

Umsonst und portofrei  
Prachtatalog,

stätigen Güte und Qualität unserer Waren.

## Aufsehen! Achtung! Russdineiden!

Alle annoncierten Lese sind durch mich zum Plan-  
preise, für Klubs und Vereine mit entsprechender  
Ermäßigung, zu haben! Man wende sich an mich.  
Prospekte und Auskünfte kostenlos.

Es sind stets Ziehungen. — Eintritt jeden Tag.

**HUGO BAREZ, HAMBURG I.**  
Haupt-Kollekte und Bankgeschäft.

Für den Inserenten verantwortlich: D. Schreiter, in Hamburg. — Druck und Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Kauer & Co. in Hamburg.

## + Magerekeit +

Schöne, volle Körperformen durch unser  
Oriental-Kräuterpulver, preisgerührte  
goldene Medaille Wars. 1900. Goldene  
Ausstellung und goldene Medaille Ham-  
burg 1901; in 8-9 Wochen bis 30 Pfund  
Gewicht, garantiert unschädlich. Streng  
reell — kein Schwund. Vieles Denks-  
schriften. Preis: Karton A. 2. Post-  
anwendung o. Nachnahme mit Gebrauchs-  
anwendung. Englische Institut.

D. Franz Stolnor & Co.  
Berlin 170, Königgrätzerstraße 70.



### Große Heiterkeit!

erzielen Sie mit  
uns. Scherzartikeln.  
Preisliste gratis u. fr.  
Rudolf Langer & Co.  
Weinböhla 68 bei Dresden.



Wilhelm Laska  
Gera (Reichen) No. 5.  
Harmonika-Fabrik  
Preislisten umsonst  
und portofrei.

## Grosser Ulk!



niedrigster  
Scherz-  
Instrumentend-  
reide.

Dudelsack  
von Jedermann nach bei  
folg. Anleitung sofort zu  
spielen, für Landspiele  
humorist. Aufführungen,  
Pfeifnicks, f. Weihnachts-, Neujahrs- u.  
Karnev.-Scherz, überhaupt da, wo man  
herzlich lachen will. P. St. A. 1,75, 4 St.  
Quartett A. 6,50, o. St. A. 9,50 franko.  
Nachnahme extra.

Gotthard Hayn, Breslau, 2 D.

Johannes Schulze, Grätz, liefert  
Kleiderstoffe für Damen  
und Herren  
led. Mass z. Fabrikpreisen! Muster frei!  
Alle Neuheiten. Beste sehr billig. #  
Damen u. Herren für Verkauf gesucht.

## Sparen ist Future!

Kinderleicht wird es über  
meine Taschen-Sparbänke!  
Nr. 240 für 50 A., 241 für 10 A. Stücke. Dehnen sich nur,  
wenn genau A. 1,50 in 10 A., oder A. 25 in 50 A. Stückchen  
darin sind, dann kann sie wieder neu gefüllt werden.

Preis pro Stück nur 50 A.  
(Wort 20 A.) Bestellt, um einfach auf dem Abschnitt  
eine 10 A.-Postkarte. Aus Briefen, nehme in Zahlung.  
1 Stück franko für A. 1,20, 6 Stück franko für A. 8.  
Gegen Nachnahme 20 A. Postgebühr extra.

— Umsonst großer Katalog —  
über Messer, Scheren, Althengergäte, Messer, Feenfeuer-  
büren, Ketten, Dinge, Geldbörs., Musikinstrumente etc. direkt von  
**Paul Kratz, Versandhaus, Solingen 8-8.**



## M. Wolff's Nähmaschinen, Holzmarkstrasse 60

sind anerkannt die besten. Die hochamige Familien-Näh-  
maschine für Damenschneideri und Haushalt mit allen  
Neuerungen der Jetztzeit, sehr elegant, ruhig und leicht  
gehend, mit Fussbetrieb und Verschlusssystem, versende für  
nur 45 Mark. 80tägige Probezeit und 5jährige schriftliche  
Garantie. Alle Arten Ringschiffchen, Bohnerde und Schuh-  
macher-Maschinen. Nicht gefallende Maschinen nehmen  
ohne weiteres auf meine Kosten zurück. Prospekt und  
Wasch- u. Wringmaschinen, Waschemangeln.

Täglich einlaufende Nachbestellungen, z. B.:  
Unterz. bestellt hiermit eine hochamige „B“-Maschine z. Preise von 48 Mk., wie  
sich früher drei Stück gehabt, mit denen die Empfänger sehr zufrieden sind.  
Mittelsredo b. Völksen z. D., 27. 8. 02.

Baumgarten, Lehrer.

## Frühkartoffel „Nummer Eins“

Die früheste aller Kartoffeln.  
Wur nachweislich am 15. Juni schon mehlig und schmackhaft.

Diese Frühkartoffel ist, wie uns  
von verschiedenen Seiten, u. a. auch  
von einem Vorstandsmitgliede des  
landwirtschaftlichen Vereins am  
Kulturtore bestätigt wurde, von  
allen Frühkartoffeln entschieden  
die beste, wohlschmeckendste  
u. ertragreichste. Eine hundert  
Morgen grosse Ackerfläche, im  
April 1902 mit dieser Kartoffel  
bespflanzt, war Ende Juni schon  
völlig abgeerntet. Die ersten  
davon aus dem freien Lande  
kamen bereits am 15. Juni auf  
den Markt. Sie lohnt sich von  
Anfang an ausgezeichnet und be-  
hält ihren Wohlgeschmack bis ins  
Frühjahr hinein. Herr Kgl. Garten-  
imperior S. Linde in Berlin, Lehrer  
an der landwirtschaftlichen  
Hochschule, bem. wir eine Anzahl  
mögen davon zu Versuchszwecken  
überlassen, schreibt darüber:

„Die Knollen sind vollständig  
fehlerfrei, hell von Farbe, haben  
eine glatte Schale und nachliegende  
Augen, gefroren zeigen sie sich von  
vorzülicher Gefroffenheit, sind  
mehlig, jedoch nicht großfleischig,  
sondern sehr fein u. wohlschmeckend.“

Der Ertrag ist ein für Frühkartoffeln ungewöhnlich hoher! In gutem  
Boden wurden nachweislich 120-150 Zentner pro Morgen geerntet.  
Wir sind in diesem Jahre zum ersten Male in der Lage, Saatgut von dieser  
Frühkartoffel „Nummer Eins“ zu verkaufen.

1 Zentner A. 16,-, 1/2 Zentner A. 8,-, 1/4 Zentner A. 5,-, 10 Pfund-Postkoffer A. 2,50.

**Gebrüder Ziegler, Erfurt**

Hauptkatalog über Samen und Pflanzen auf Verlangen umsonst u. portofrei.

## Komplettes Rasierei

m. 1. fehlgeschl. Rasiermess. Streichbrem.  
mit Rasier, Rasierpinsel, Pinsel u. Rasier-  
pulver für nur A. 2,50 gegen Nachnahme.  
Garantie, umfangs über Betrag zurück.  
Hauptkatalog von sämtl. Stahlwaren,  
Rasier, Gold u. Lederver. gratis u. frei.  
E. Littges & Co., Solingen 74.  
Fabrik ff. Stahlwaren u. Verlandhaus.



Auf Kredit

gegen geringe  
Abzahlungen liefern ich  
zu sehr mässigen Preisen

## Wand- und Standuhr,

Taschenuhren, Golduhren,  
Opern- und Reisegläser, Sprech-  
maschinen.

Musikwerke,  
in garantiert aller-  
seiner Qualität.  
Illustr. Preislisten  
bei gefl. Angabe, auf  
welche Ware refe-  
riert wird, postfrei.

V. Schmitz  
Höhscheid-  
Solingen 155.  
(Gegr. 1882).  
Tausende  
Anerkennungen.

Vertreter erhielten zur Reklame freie  
Hilfsmittel für

A. 1. Garantie,  
Decken A. 4,-  
Schläuche 2,50

Gitter A. 1,50,  
Lampen 2,50

Staubsaug. 4,50

Staubsaug. 4,50

Richard Sauer, Klippenweg 60.

Alexandrinest. 44, O.

einzel-  
n in  
Sitzu-

versend. gern zur Ausw. Hofmann & Co.,  
Dresden - Alst., Dippoldiswaldergasse 2.

Briefmarken

Original-Hartguss-Walzen, St. A. 20.

in Kunsterwalzen pro Stück 75

Neubesp. alter Walzen 50

Viele Anerkennungen!

Illustr. Preislisten gratis u. fr.

A. Plettigmann, Berlin S. 14.

Alexandrinest. 44, O.

Unerreicht laut spielegend.

Original-Hartguss-Walzen, St. A. 20.

in Kunsterwalzen pro Stück 75

Neubesp. alter Walzen 50

Viele Anerkennungen!

Illustr. Preislisten gratis u. fr.

A. Plettigmann, Berlin S. 14.

Alexandrinest. 44, O.

Richard Sauer, Klippenweg 60.

Alexandrinest. 44, O.

Richard Sauer, Klip

hundert später, als Karthago sich aufs neue einem Blidnus seiner aufständischen Untertanen mit einem freudigen Eintrügling gegenüber sah. Die ungewöhnlichen Gäste kamen wieder von der Insel Sizilien herüber, aber es waren diesmal keine Griechen, sondern das weiterreisende Volk der Nummer. Nachdem die Unterwerfung des italienischen Festlandes erlebt war, hatte Rom sein stolzes Auge auf das fruchtbare Sizilien geworfen und sich im Jahre 264 v. Chr. unter überausen Vorwänden zu innere Augenleben gehalten der punischen „Interessensphäre“ gemischt, was natürlich den Ausbruch eines Kämpfes zwischen der römischen Macht und der Seekönigin von Afrika zur unmittelbaren Folge hatte.

So tobte seit 264 v. Chr. der sogenannte erste punische Krieg zu Wasser und zu Lande auf und rund um Sizilien mit wechselndem Erfolge. Im Jahre 256 nun gebachte Rom den Kampf zur Entschuldigung zu bringen, indem es sich nach Afrika übertrug. Ein römisches Heer unter dem Konsul Megellus laubte nach einer siegreichen Seeschlacht in bedrohlicher Nähe von Karthago. Der Gang der Dinge war dieselbe, wie im Falle des Agathocles. Die Nummer wurden von der Landbevölkerung und auch von vielen Städten als Befreier mit offenen Armen aufgenommen, so daß die Karthager fast ausschließlich auf ihre Hauptstadt beschränkt waren und einer Belagerung mit Bittern und Bagen entgegensehen. Es rettete sie ihre ungeheure Kapitalkraft, die ihnen noch neue Söldner in Menge und einen tüchtigen Söldnerführer verschaffte; ihre Reiter und Elefanten und vor allem auch die siegesichere Sorglosigkeit des römischen Feldherrn, der sich damit vergnügte, Sklaven für den römischen

Markt zu jagen, anstatt Karthago zu belagern und der dann auf ehemal verüchtig geschlagen wurde. Selbstverständlich stellten die gefangenen Karthager nun in ausgleichster Weise die Ordnung wieder her. Unter anderem wurden die Häftlinge sämtlicher abgesunkenen Ortschaften, im ganzen 8000 an der Zahl, gekreuzigt. Dazu kam natürlich eine

hervorzuurken, von der Karthagos Geschichte weiß, den sogenannten „unversöhnlichen Krieg“ der Jahre 247—237. Dabei liefereten die außerhalb Jahrzehnts seit Megellus' Niederlage allein schon Grinde genug, die einen Vergewaltigungsanschlag der afrikanischen Bevölkerung ansprechend erklären könnten. Inzwischen ging nämlich der Krieg um Sizilien in-

entwegen weiter und legte den Karthagern ungewisse Opfer an Gut und Blut auf. Mit den Karthagern sind hier natürlich ihre Untertanen gemeint; sie selber pflegten ja, wie wir wissen, weder Steuern zu zahlen noch ihr eigenes Blut zu vergießen. Zu so unerhörtem Maße ward die Steuer schranke ausgezogen, daß man die Abgaben für übertrieben halten möchte, wenn sie nicht von Polybius herrührten und durch den weiteren Verlauf der Dinge erhärtet würden. Die Karthager hätten, so erzählt der griechische Universalhistoriker, da sie durch die Umstände sich hinlanglich gerechtfertigt glaubten, gegen ihre Untertanen in Libyen die größte Härte geübt, indem sie allen anderen die Hälfte ihrer Felderzeugnisse abnahmen, die Abgaben der Städte aber auf das Doppelte der früheren Leistung setzten und dabei gegen

die Unvermögenden keinerlei Schonung bewiesen, noch ihnen den geringsten Nachlaß bewilligten, von den Statthaltern aber nicht etwa diejenigen schätzten und ehrten, die milde und menschenfreundlich mit den Untertanen umgingen, sondern die ihre Kassen und Vorrathäuser am meisten füllten, mit den Eingeborenen aber auf das härteste verfuhrten . . .

(Schluß folgt.)



Emile Haumont: Das erste Blümchen.

gehörige Nutzbarmachung der Erhebung zu finanziellen Zwecken: ohne weiteres wurde eine außerordentliche Kontribution von 20 000 Kindern und über fünf Millionen Mark ausgeschrieben.

Weiter wissen wir nichts von dem Loben der karthagischen Ordnungsretter des Jahres 255 v. Chr. Aber sie müssen es toll getrieben haben, denn das Schreckensregiment der karthagischen Beamten in dieser Zeit hat nach antiken Zeugnissen in hervorragender Weise mitgewirkt, um die größte Revolution

die Unvermögenden keinerlei Schonung bewiesen, noch ihnen den geringsten Nachlaß bewilligten, von den Statthaltern aber nicht etwa diejenigen schätzten und ehrten, die milde und menschenfreundlich mit den Untertanen umgingen, sondern die ihre Kassen und Vorrathäuser am meisten füllten, mit den Eingeborenen aber auf das härteste verfuhrten . . .



## Lösungen.

Von Heinrich Gerstmann.

**N**enn wir in ein mit Wasser gefülltes Glas einen Löffel voll Kochsalz hineinschütten und den Inhalt des Gefäßes ordentlich umrühren, wird nach einiger Zeit der Inhalt des Glases so aussehen, wie er ausgesehen hatte, bevor das Salz hineingetan war. Man wird nur klares Wasser sehen, von dem Kochsalz ist nichts zu merken. Aber heutzutage ist kaum jemand so naiv, zu glauben, daß das uns nicht mehr sichtbare Salz tatsächlich aus der Welt verschwunden ist; wir sind eben in der Annahme, daß kein Stoff, kein Bestandteil der Welt verschwinden kann, so fest geworden, daß uns auch das vor unsern Augen unsichtbar gewordene Salz diese Überzeugung nicht nehmen kann, und daß wir lieber unseren Augen misstrauen, als daß wir eine Annahme von dem Prinzip der Unzerstörbarkeit der Substanz zulassen. Wir könnten uns auch, wenn wir wirklich im Zweifel wären, ob das in das Wasser geschüttete Salz noch in irgend welcher Form vorhanden ist, leicht Sicherheit schaffen: Da es sich um ungiftige Stoffe, Wasser und Kochsalz, handelt, brauchen wir nur ein wenig von dem klaren Wasser aus dem Glase zu kosten, und sein salziger Geschmack wird uns sofort die Überzeugung verschaffen, daß das anscheinend ungemischte Wasser wirklich Salz enthält. Noch überzeugender wird die Prüfung mit einer Wage wirken. Wir gleichen den Inhalt des Gefäßes fort, trocken das Gefäß gut und wägen es; sein Gewicht beträgt 300 Gramm; nun gleichen wir einen Liter klares, aus der Wasserleitung geholtes Wasser hinz und wägen das Glas mit dem Wasser. Da ein Liter Wasser ein Kilogramm wiegt, so erhalten wir als das Gewicht des Glases und des reinen Wassers zusammen 1300 Gramm. Jetzt wägen wir 100 Gramm trocknes Kochsalz ab und schütten sie ins Wasser; dann wiegt das Gefäß mit seinem ganzen Inhalt natürlich 1400 Gramm, und wenn wir durch stetiges Umrühren das Verschwinden des Salzes herbeigeführt haben, ergibt eine nochmalige Wägung das Gewicht des Glases mit dem anschließend klaren, unvermischten Wasser, das nunmehr seinen Inhalt bildet, wieder zu 1400 Gramm. Allerdings müssen wir dabei die Vorsicht beobachten, daß wir das Gefäß von dem Moment an, in dem wir den Liter reines Wasser hineingossen, bis zu dem, in dem die letzte Wägung vollendet ist, gut verschlossen halten, damit nicht etwa während des Versuches Wasser verdunstet, was besonders im warmen Sommer und bei trockner Luft in bedeutendem Maße eintreten kann und leicht ein falsches Resultat hervorruft, indem es den Argwohn weckt, als wäre nicht Wasser, sondern Salz aus dem Glase entwichen. Also es ist nachgewiesen, daß das wirkliche Wunder des Salzverschwindens nicht eingetreten ist, aber das, was wirklich erfolgte, bleibt noch wunderbar genug. Statt daß wir vorher zwei Körper im Glase hatten, einen festen und einen flüssigen, haben wir jetzt in ihm nur eine Flüssigkeit, die allerdings einige Eigenarten des Salzes angenommen hat, nämlich den Geschmack und den Gewichtsbestandteil, aber im übrigen keine Veränderung gegen die früher vorhandene Flüssigkeit aufweist: Sie ist ebenso leichtfüssig, wie jene, ebenso durchsichtig, und auch mit dem feinsten Mikroskop sehe ich in ihr keine Bestandteile, die nicht auch schon vorher in ihr enthalten gewesen wären. Wenn wir diesen Vorgang ohne sonderliches Erstaunen betrachten, so geschieht es sicherlich nur deswegen, weil wir ihn von unserer ersten Kindheit an sehr oft mitangesehen haben.

Zur ersten könnte man vielleicht als Erklärungsversuch die Unzulänglichkeit mit einem mit Wasser gefüllten Schwamm heranziehen und sagen, gerade so, wie der Schwamm das Wasser in seine Poren aufgesogen hat, so ist auch vom Wasser das Salz in seine Poren aufgesogen worden. Aber diese Unzulänglichkeit ist doch nicht sehr groß. Denn wenn wir den mit Wasser gefüllten Schwamm anfassen, so

hat unsere Hand eine ganz andere Empfindung, als wenn wir einen trockenen Schwamm berühren, wir fühlen in jenem deutlich das Wasser; die im Glase befindliche Flüssigkeit aber fühlt sich nach dem Unzulängwerden des Salzes genau so an wie vorher. In einem Punkte freilich besteht doch eine gewisse Unzulänglichkeit. Wenn wir einen trocknen Schwamm in ein mit Wasser gefülltes Gefäß legen, so nimmt er eine gewisse Menge Wasser in sich auf, hat er sich aber vollgesogen, so kann keines mehr in ihn hineindringen, und wenn wir ihn in ein Weltmeer legten.

Unzuläng geht es bei der Auflösung. Wir schütten eine gewisse Menge Salz ins Wasser — es wird sich auflösen; wir schütten dann noch etwas Salz hinz, auch dies wird sich noch in ihm auflösen, aber wenn wir mit dem Salzschütteln immer fortfahren, werden wir bald merken, daß eine gewisse Grenze existiert, über welche hinaus das Wasser kein Salz aufnimmt — man nennt das, daß Wasser ist gesättigt.

Bon manchen Stoffen können ziemlich große Mengen zur Lösung gelangen. So lösen sich in 100 Gramm Wasser bei mittlerer Zimmertemperatur, bei 14 Grad Celsius, 35,87 Gramm Kochsalz; diese Menge erscheint um so größer, wenn man erfährt, daß Wasser, das man dem ganz gewaltigen Druck von 24 Atmosphären aussetzt, das heißt also durch eine Quecksilbersäule von 18 $\frac{1}{4}$  Meter Höhe zusammenpreßt, sich nur um 47 Millionen seines Volumens zusammenpressen läßt, also um so wenig, daß es nur mit den feinsten Instrumenten noch eben zu merken ist. Hebrigens nimmt die Aufnahmefähigkeit des Wassers für Salz mit der Temperatur sogar noch ein wenig zu. Wenn wir Wasser auf 50 Grad Celsius erhitzt und dann so viel Kochsalz hinzutun, daß etwas davon ungelöst auf dem Boden des Gefäßes liegen bleibt, so können wir gewiß sein, daß so viel von ihm ins Wasser gelangt ist, wie eben in Wasser von der vorhandenen Temperatur eindringen kann. Trennen wir nun durch vorsichtiges Abgleien das 50 Grad warme Wasser von dem Rückstand und lassen jenes — selbstverständlich sorgfältig zugedeckt, damit nichts von ihm verdunsten kann — sich auf die Zimmertemperatur abkühlen, so werden wir am Boden und an den Wänden des Gefäßes längliche, regelmäßig gebaute, weiße Gebilde erblicken: es ist kristallinisches Kochsalz. Bei der höheren Temperatur war das Wasser noch im Stande, diese Salzmengen in sich aufzunehmen, die aber bei der tieferen Temperatur den Sättigungsgrad überschreitet und deshalb zum Teil ausfallen muß.

Dass es sich bei dem Verschwinden des Salzes im Wasser nicht um eine solche mechanische Aufnahme in die Poren handelt, wie bei dem Wasser, das in einen Schwamm eindringt, wird besonders deutlich, wenn wir das Salz nicht als Pulver ins Wasser schütten, sondern als ein kompaktes Stück hineinstellen; denn wir mögen uns die Poren des Wassers noch so groß vorstellen, daß können wir doch niemehr glauben, daß ein fastgroßes Stück Salz in einer solchen Pore Unterkunft finden könnte. Aber gerade das große Salzstück führt uns auf die richtige Auskunft: es ist durch die bloße Anwesenheit im Wasser in sehr kleine Stückchen zerteilt worden, wir sagen, es ist im Wasser aufgelöst worden.

Nun wissen wir, daß wir, um ein trockenes Stück Salz in kleine Teile zu zertrümmern, eine ziemlich bedeutende Kraft aufwenden müssen, wir haben nach dieser Arbeit die deutliche Empfindung der Er müdung, das heißt, wir haben aus unserem Arm eine gewisse Menge Kraft abgegeben; das Wasser hat aber anschließend gar keinen Kraftaufwand gehabt, als es das Salz aufgelöst. Dieses Fehlen des Kraftaufwandes ist aber nur ein scheinbares, in der Tat ist es unmöglich, daß irgend eine Arbeit in der Natur geleistet wird, ohne daß dabei Kraft verbraucht wird. Um uns klar zu machen, woher das Wasser die zum Zerkleinern, zum Auflösen des Salzes nötige Kraft genommen hat, stecken wir ein feines Thermometer in das Wasser; bevor wir das Salz hineingetan haben, und merken uns die von ihm angegebene Temperatur. Dann um-

hüllen wir das Wassergefäß so sorgfältig, daß von ihm weder Wärme noch außen abgegeben werden, noch von außen hineingelangen kann. Schütten wir in das so gegen Temperaturverlust und Temperaturzunahme geschützte Wasser unser Salz und messen, nachdem es aufgelöst ist, wieder die Temperatur so merken wir, daß sie niedriger ist, als sie vorher war.

Also zur Auflösung des Salzes ist Wärme verbraucht worden. In dieser Beziehung ist es ganz gleichgültig, ob wir Kochsalz oder eine andere, in einer Flüssigkeit lösliche Substanz in ihr zur Lösung bringen, in jedem Falle wird zur Lösung Wärme verbraucht. Also wenn wir in unserer Kaffee ein Stückchen Zucker auflösen, wird dadurch der Kaffee abgekühlt; allerdings ist der Grad dieser Abkühlung so gering, daß wir ihn mit einem gewöhnlichen Stubenthermometer nicht feststellen können, zumal da ja die Tasse gegen sonstige Wärmeabgabe an die Luft nicht geschützt ist, sondern durch das Porzellan stets Wärme an die Luft abgeleitet wird und die Oberfläche des Kaffees selbst Wärme verliert. Der Wärmeverlust, den die Flüssigkeit bei der Auflösung erlitten hat, ist die Kraft, die zur Arbeit des Zerkleinerns, zur Auflösung des festen Körpers nötig war.

Wir wissen seit einer Reihe von Jahren, daß Wärme nichts anderes ist, als eine schwiegende Bewegung der kleinsten Teile des warmen Körpers, seiner Moleküle und Atome, und die Wärme ist um so größer, die Temperatur um so höher, je größer diese einzelnen kleinen Schwingungen sind. Schon bevor die Wissenschaft dies festgestellt hatte, hatte das praktische Leben seine Anwendung daraus gezogen: Wenn unsre Hände kalt sind, soreiben wir sie gegeneinander, und dadurch werden sie wärmer. Durch die Reibung werden unsre Hände erwärmt, das heißt sie verlieren etwas Kraft. Diese uns abhanden gekommene Kraft haben wir an die kleinsten Teile der Hände abgegeben, dergestalt, daß diese jetzt die Kraft gewonnen haben, größere Schwingungen zu erzielen, als vorher, sie sind mit anderen Worten wärmer geworden. Viele unkultivierte Völker der Vorzeit und auch noch der Gegenwart verschaffen sich dadurch Feuer, daß sie zwei Stücke Holz gegen einander reiben; die Kraft, die die Menschen aufwenden, um das Holz zu bewegen, geht auf die kleinsten Teile des Holzes über, die dadurch die Kraft gewinnen, größere Schwingungen zu vollziehen, als vorher, das Holz wird wärmer, und schließlich so heiß, daß es in Brand gerät.

Im Grunde genommen beruht das Entzünden unsrer Bludhölzchen auf nichts Anderem. Auch hier reiben wir das Hölzchen an irgend einer Fläche, oder eigentlich nicht das Hölzchen selbst, sondern vielmehr die Bludmasse, mit der der Stoff des Holzes bestrichen ist; durch diese schwache Reibung erwärmt sich die Bludmasse ganz weich, aber letztere ist so ausgewählt, daß eine sehr geringe Erwärmung hinreicht, um sie zu entzünden, und an der dabei entstehenden Flamme entzündet sich das Hölzchen, wie Lebermann täglich zu beobachten Gelegenheit hat. In den letzterwähnten Beispielen ist durch den Kraftaufwand von Menschen die Wärme der in Frage kommenden Körper vermehrt worden. Die Flüssigkeit, welche einen festen Körper auflost, hat im Gegenteil eine Arbeit geleistet, sie mußte sich dazu einen Kraftaufwand entnehmen und die nötige Kraft entnahm sie ihren kleinsten Teilen; dadurch haben diese nicht mehr die gleiche Kraft, zu schwingen, wie vorher, sie können nur noch kleinere Schwingungen vollziehen, und das Thermometer meldet uns das, indem es uns angibt, daß die Temperatur der Flüssigkeit niedriger geworden ist. — Die Arbeit, die vom Wasser bei der Auflösung des Salzes auf Kosten der Wärme vollzogen wird, ist viel größer, als diejenige, die wir leisten, wenn wir Salz mit unserer Körperkraft zerkleinern. Denn im erstgenannten Falle ist nicht nur ein Zerkleinungsprozeß, sondern auch ein chemischer Umwandlungs- oder Umsetzungsprozeß vollzogen.

(Schluß folgt.)

# Ein Unwillkommener.

Erzählung von August Strindberg.

(Fortsetzung.)

**C**an stillente die Klippe, aber da ließ Christian die Steinblöcke fliegen, die über die Köpfe der Angreifenden häupften, Splitter aus dem Berge schlugen und in die See kumpsten, doch ohne jemanden zu treffen.

„Unglückskind,“ schrie der Vater, „Du bist zu meinem Verderben geboren!“

„Wer gebar mich?“ antwortete Christian und warf den letzten Block.

Dort öffnete sich für die Belagernden die Aussicht auf Sieg, und bald fühlte Christian, wie ein Seil sich um seine Beine schlängelte; er warf sich zu Boden und suchte es durchzubelzen, aber da hatte er es auch um den Hals und war bald zusammengezwirnt wie ein Knäuel, den Althang hinaufgerollt und auf den Boden des Bootes gelegt.

„Tue ihm nicht unwillkürlich weh,“ sagte der Vater, „ich bürge ja für ihn.“

Darauf begann er in einem vergleichsweise freundlichen Tone Christian vorzustellen, wie schlecht er gegen seine Eltern gehandelt, die ihn erzeugt, ihn gekleidet hätten und gut gegen ihn gewesen wären; welchen Kummer und welche Schande sie nun von ihm als Dank bekämen, da ihr Name in der Gegend herumkommen und entehrt werden würde; er beschwore ihn bei Christi Kreuz und allen Heiligen, er solle bekennen, daß dadurch zur Hälfte verziehen wäre und mit Buße gesühnt werden könne. Er wies auf seine grauen Haare und bat Christian, nicht Unschre über sie zu bringen; er bat ihn, an seinen Bruder zu denken, der bald des Vaters Stelle in der Gemeinde einnehmen und der Familie Ausehen und Fortbestand aufrecht erhalten würde; er schloß damit, dies von Christian zu fordern und erklärte, der Mensch dürfe nicht für sich selbst leben, sondern müsse auch für andere leben. Die Gemeinde sei auf Familien gebaut, und wenn die Familien nicht zusammenhielten, so fielen die Gemeinden.

Christian hatte sein Verbrechen begangen und konnte also die Gemeinde nicht retten. Des Vaters ungewöhnliche Milde rührte ihn, und er wünschte einen Augenblick, das Verbrechen begangen zu haben.

Die Unterhandlungen schlossen damit, daß das Boot an der heimatlichen Brücke anlegte. Christian wurde nach der Tempe hinaufgeführt, wo er eingeschlossen wurde. Die anderen gingen nach der Hütte hinauf, wo sie Abendbrot aßen und überlegten. Als Christian auf dem Boden der Tempe in seinen Gedanken lag, öffnete sich die Tür und die Mutter trat ein.

„Sohn,“ sagte sie, „denke an Deine alte Mutter und sage die Wahrheit!“

„Mutter will also lieber einen Dieb zum Sohn haben, als einen ehrlichen Jungen?“

„Ich will, Du sollst bekennen, dann wird Dein Vater Buße für Dein Verbrechen erlegen und die Schande geht von unserem Haus!“

„Das ist wunderbar,“ sagte Christian, dessen Gehirn nicht folgen konnte. „Wenn ich mich zu einem Verbrecher mache, dann kann das Verbrechen gesühnt werden, aber wenn ich fortfahe, ehrlich zu sein — wie war es? — dann kann das Verbrechen nicht gesühnt werden. Welches Verbrechen? Das nicht begangen ist. Denn ich habe nicht geraubt, ich bin nur auf gemeinen Grund und Boden gegangen und habe während langer Zeiten gesammelt und dazu habe ich doch Erlaubnis?“

Davon sei jetzt nicht die Rede; hier gelte es bloß, daß Christian bekenne, da der Befehlshaber des Königs es fordere.

Die Mutter ging kummervoll. Die Schwester kam. Christian würde sie nicht auch ins Unglück stürzen. Käme nämlich Schande über die Familie, so könnte ihr Vater sie nicht nehmen. Christian brauchte nur ja zu sagen, so wäre er frei und der Vater erlegte die Buße. — Aber Christian könne doch nicht ja sagen, wenn er nein sagen müsse. —

Warum könne Christian das nicht, wenn er damit so viele Menschen glücklich mache. — Oh, wolle denn die Schwester, daß er lägen sollte? — Warum sollte er das nicht, wenn es so wäre? — Oh, da würde er ja sich selbst verachten, dann würde er nicht mehr leben. — Ja, aber wenn Vater und Mutter und Bruder und Schwester glücklich würden; würde Christian nicht, daß sie glücklich würden? Nein, er müsse es nicht wollen! — Doch, das würde Christian gewiß, aber lägen? — Das täten alle Menschen ein wenig, und Christian brauche sich nicht besser zu machen. — Alle Menschen lügen! Das hätte Christian niemals geglaubt und er hätte niemals gelogen. — Nun ja, das beruhe darauf, daß er nie hätte lägen brauchen! — Nein, das sei schamhaft! Wie könnten die Menschen zusammenleben, wenn sie nicht die Wahrheit sprächen! — Das könne die Schwester nicht erklären, aber nun glüge sie ihrer Wege und wolle niemals einen Bruder sehen, der sie so unglücklich mache.

Christian fühlte sich ganz erschittert von so viel Aufmerksamkeit gegen seine Person; er war es nicht gewohnt, daß man sich mit ihm beschäftigte, und diese intime Verbindung seiner Seele hatte seine gewöhnliche, gleichgültige Gemütsverfassung verrückt. Diese Menschen hatten, flehten ihn um einen Dienst; er konnte sie glücklich machen mit einem Wort, er konnte sie fürchten mit einem Wort; er war also eine wichtige und bedeutende Person. Dies gab ihm Selbstgefühl, und er wurde von der Lust erfaßt, die Wirkungen seines Auftretens als Befehlshaber dieser Menschen zu sehen. Ja zu sagen austattet neu? Was bedeutete es wohl, wenn alle Menschen die kleinen Worte nach vorkommendem Bedarf zu wechseln pflegten. Er würde es vielleicht besser gehabt haben, wenn er es früher getan hätte. Sein Entschluß war gefaßt.

Der Vater kam herein. Fragte, ob es möglich sei, daß ein Mensch solche Vorräte sammeln könne. — Ja, wenn er nichts anderes tätte und fleißig sei! — Vater könne das niemals glauben! Habe nie so etwas gesehen, könne es deshalb nie glauben! — Christian beteuerte. — Vater bat ihn, zu bekennen, daß er geraubt habe. — Christian sagte: ja! — Vater fragte mit dem Messer in der Hand, ob er auch vor dem Befehlshaber bekennen wolle. — Christian gelobte es heilig. Der Vater schnitt das Seil ab, und sie gingen zusammen in die Hütte hinein. Da saß der Befehlshaber und saß in schönster Muhe Grütze.

„Hat er bekannt?“ fragte der und ließ den Löffel ruhen.

„Er hat bekannt,“ sagte der Vater, zur großen Freude der anwesenden Angehörigen. Doch der Befehlshaber schien sich verrechnet zu haben, denn er war nicht froh.

„Nun, Du,“ nahm er wieder auf, „wie stelltest Du es an? Es würde mich gefallen, das zu hören!“

Christian, den es ebenso gefallen zu hören, wie ein einzelner Mann es anstellt, wenn er ein Kaufmannsfahrzeug plündert, stand zuerst ohne Antwort da, doch als er nachzudenken begann, wie er sich unter den fraglichen Umständen verhalten hätte, kam seine Einbildungskraft ihm zu Hilfe, zur selben Zeit wie sein Gedanke erwachte. Er ging zum Altgestell nach der Tür, nahm den größten Bohrer den er sehen konnte. Darauf nahm er den großen Schafspelz des Vaters herab, warf ihn auf das Bett und begann, nachdem er seinen Platz mitten im Zittern eingenommen hatte:

„Dort liegt die Kugge vor Anker. (Er zeigte aufs Bett.) Und da liegt der Schiffer und schläft. (Er zeigte auf den Pelz.)“

„Warte, laß mich nachdenken,“ unterbrach der Befehlshaber, der mit den Gedanken langsam war.

Doch Christian ging weiter:

„Hier stehe ich am Strand und sehe auf die Schute. Dann denke ich etwa so: da liegt eine

Schute und hier stehe ich. Wahrscheinlich findet sich etwas auf dem Boden dieser Schute.“

Christian, der nicht gewohnt war zu lägen, blieb stecken, denn sein erwachender Gedanke an Flucht und Freiheit drängte sich ihm auf. Glücklicherweise bedurfte der Befehlshaber dieser Pause, um seine Vorstellungen zu ordnen.

„Läßt mich jetzt sehen,“ sagte der. „Da liegt der Schiffer und da liegt der Bohrer! Was hastest Du mit dem Bohrer zu tun?“

Das wußte Christian wohl, aber das war bis auf weiteres sein Geheimnis.

„Ich warf mich in die See, der Lang breite sich um die Beine, ich rief mich los, schwimme zum Ufer hin und nehme den Bohrer und seile die Schute!“

„Das geht zu schnell, zu schnell! Warte, wo waren wir?“ sagt der Befehlshaber. „Wir senken die Schute!“

Er taucht den Holzlöffel in die Milchschüssel.

„Num, aber die Last sank wohl auch?“

„Die sank.“

„Das ist merkwürdig! Wie bekannt Du sie denn?“

„Ich hab sie, ich,“ sagte Christian.

„Er hab sie. Das ist ganz recht. Num fängt es an, sich zu ordnen,“ sagte der Amtmann ruhiger, sich an den Vater wendend. „Doch,“ nahm er wieder auf, nachdem er mit dem Löffelstiel seine Nase gerieben hatte, „ich verstehe nicht, warum er das Schiff senkte, wenn er die Last hob.“

„Der Schiffer, der Schiffer!“ rief der Vater ein, der tief im Abenteuer drin war.

„Der Schiffer, ja, das ist ganz richtig! Dies ist ein fluktor Junge! Der Kastus ist bedenklich, aber die Arbeit ist fein!“

Christian hatte Zeit gehabt, seinen Plan zu machen. Er zog sich nach der Tür zurück und fragte:

„Darf ich jetzt gehen?“

Der Befehlshaber fragte sich selbst: darf er jetzt gehen? Darauf sagte er:

„Warte einen Augenblick! Hörst Du nicht auch den Schiffer?“

„Nein, das tat ich nicht,“ sagte Christian, „doch wenn der Befehlshaber es willt, werde ich es tun!“

Und damit verschwand er durch die Tür mit dem Pelz auf der Achsel und dem Bohrer in der Hand, seine guten Absichten mit der Errettung des Schiffers deutlich machend, und die Anwesenden ihren Betrachtungen und Gründerungen überlassend.

Wie Christian hinaus kam, ging er geradeaus zum Strand hinunter, unter Gedanken, wie er so schnell Lügner geworden sei, und wie bequem man mit einer Lüge durch die Schwierigkeiten des Lebens käme. Darauf bohrte er alle Boote an außer dem größten Nagboot, auf welchem er die Segel hiszte und das er nach dem Trollhättor steuerte. Da lud er, bis die Sonne aufging. Dann hißte er wieder und hielt geradeaus auf die Sonnenstraße. —

Es waren wieder ein paar Jahre vergangen. Der alte Fischer und seine Frau waren tot. Der Sohn Hans hatte den Hof übernommen und sich mit einem armen Mädchen verheiratet. Von Christian hatte man nichts gehört und er war bei der Erbteilung für erblos erklärt worden, weil er das Land wegen Verbrechen verlassen und man nichts weiter von ihm gehört hatte.

Hansens Hütte lag am Strand des Fjärds, gerade da, wo dieser sich zu einem Sund verengte, durch welchen man fahren mußte, um zu der großen Fischschäre hinaus zu kommen. Gerade dem Sunde gegenüber lag ein kleiner Holz, der ein halbes Tunnenland groß sein könnte. Der bestand meist aus Bergbälgen, doch in einer Senkung zwischen ihnen hatte sich etwas Erde gesammelt, die eine sehr saubere Grasmatte trug, in welcher eine Steige Birken Fuß gefaßt hatten.

(Gleich folgt.)

# Feuilleton.

## Das erste Blümchen.

(Zu unserem Bilde.)

Noch ist der Winter nicht das Feld geräumt,  
Doch überall ein Frühlingszettel trümt.  
  
Das Alterk frößelt noch, steht still und braun:  
Ein erstes Käthchen hier und da zu läufern.  
  
Die Sonne siegt. Vor ihrem gold'nen Strahl  
Schmilzt Schnee und Eis. Das Wasser rinnt zu Tief.  
Und wo der Schnee noch gestern fest und dicht,  
Dringt heut ein Haufen, ein Blümchen läuft ans Bild.  
  
Die Sonne ließ die Kleine nicht im Haus:  
„Ach Mütterchen, sei lieb! Lass mich hinaus!“  
  
Und wie sie sprang, da leudete's auf von fern:  
Am Straßenrand ein kleiner Blumenstern.  
  
Und dicht dabei ein zweites Blümchen stand.  
Es brach sie beide ihre Kleine hand.  
  
Die Augen leuchteten vor Kinderglück,  
Und wie der Frühlingswind ging es zurück.  
  
„Das erste Blümchen, Mutter, das ich fand!  
Nun zieht der Frühling sicher bald ins Land!“ —

**Die Gänseblumen.** Es war die Zeit, wo die Menschen noch vor jeder Blume hielten, weil es die erste ist, die sie sehen. Als das große Tauwasser sich in den Boden gezogen hatte, beim ersten milben Sonnenschein, lagen dicke Kugelrunde Knospen im bleichen Grase des Dorfangers. Aber niemand sah sie, ihre Stiele waren ganz kurz, und sie hatten sich richtig am Boden versteckt, weil sie ja doch nicht schön aussahen. Aber als sie sich noch zwei, drei Tage von der Sonne hatten erwärmen lassen, da lachten sie es nicht mehr ertragen vor Sehnsucht. Es drängte und lachte und seufzte in ihnen und schnellte, ehe es jemand bemerkte, hatten sie sich hervorgereckt aus dem Klopfen, und nun standen sie lieblich da mit ihrem blonden Lockenklopf und dem großen weißen Strahlenkranz rings um das Haar. Die Kinder jubelten vor Freude und pflückten alle Blumen ab, die sie sahen, und einige brachten sie nach Hause und stellten sie in ein Glas und mit den anderen spielten sie und zupften den Strahlenkranz auseinander, Strahl um Strahl, und dann kam alles in den Kerker. Aber Tag um Tag guckten neue Gänseblumen hervor und immer wieder freuten sich die Menschen, wenn sie sie sahen.

Unterdessen wurde die Luft milder. Warum, kam auch hin und wieder ein Frosttag, wo sich die Blumen den Kranz dicht um den Kopf zogen, damit sie nicht froren, aber es wurde doch im ganzen freundlicher und schöner in der Welt. Die Goldammer sang ihr Liebeslied, und die jungen Sinten probierten ihren Gesang. Ein paar Bienen kamen und luden sich bei den Gänseblumen zu Gaste. Es waren alte liebe Herren, die vergnügte Schnurren erzählten konnten, und sie hatten ein so komisches brummendes Wesen dabei, daß die ganze Luft ringsum wie von einem stillen Behagen erfüllt war. Sie trugen auch Liebesbriefe von Blume zu Blume und dabei machten sie mitunter recht anzugliche Bemerkungen. Aber niemand konnte ihnen böse sein, und jede Blume setzte ihnen einen Trank vor, den die Bienen hastig zu sich nahmen.

Aber da eines Tages kamen der Bienen weniger, die meisten summierten drüber am Zaune des Gartens hin und her. Und von dorther kam ein Duft von unvergleichlichem Hauber. Die kleinen blauen Weilchen waren aufgewacht. Ach, seuzten die alten Gänseblumen, nun ist die schöne Zeit vorüber! Aber die jungen, die zum ersten Mal blühten, wollten es nicht glauben, und sie sahen voll Verachtung auf die kleinen blauen Blumen, die ihr Gesicht so scheu und demütig auf den Boden gerichtet hielten. Aber schließlich flogen alle Bienen zu ihnen hin, und die Kinder eilten dahin und waren voll Entzückens. Und alle Menschen, die vorübergingen, blieben stehen und sahen mit liebevollem Blick auf die kleinen Weilchen. Um die Gänseblumen aber kümmerte sich niemand mehr.

Nach zwei Wochen jedoch bekamen die Weilchen plötzlich Rundeln im Gesicht, sie wurden weiß und ihr Duft war verschwunden. Und die Gänseblumen hörten, wie sie seufzten: Ach, nun ist es schon ans mit uns, wir sterben so dahin und die Erde wird doch täglich schöner. Ach, ist das traurig! Die

jungen Gänseblumen hörten es mit großer Schadenfreude, aber die alten machten ein melancholisches Gesicht. Nun kamen die Anemonen her vor und die Stachelbeeren blühten, und dann die Primeln, und täglich wurden die Farben heller und schöner. Und die Gänseblumen blieben einsam, niemand sah sie mehr an. Und eines Tages hörten sie, wie ein Kind dem anderen zürte: Stomm', lass doch die alten hässlichen Gänseblumen. Und das Kind, das sich nach ihnen hatte blicken wollen, zerstampfte jetzt verächtlich mit den Füßen eine Anzahl Pflanzen. Da wurden die jungen Gänseblumen überaus traurig und sie fragten die alten: Sterben wir denn gar nicht? Aber die Alten sagten: Wir sterben nicht, wir blühen das ganze Jahr, selbst im Winter, wenn das Wetter mild ist. Und wenn uns auch heute niemand ansieht, im Frühling kommen doch alle Kinder wieder jubelnd zu uns. —

tz.  
seln; denn am 8. Januar 1534 erließ der Rat eine neue „Ordnung“ für die Blechschmiede, worin unter anderem heißt, weil sich zwischen Meistern und Gesellen „etlicher Stuck halben Brunn“ angetragen hat ein exbar Rat auf Verhöhung beider Zahl einer gegebenen Supplikation entschieden und erkannt, erstlich dieweil sich's in ihren Gesetzen und Ordnungen nicht erfindet, daß die Meister verpflichtet seien, die Knechten zu den angeregten begerten Zeiten, also von Ostern bis auf Johannis Sonnenwenden zum Vesperbrot Aher zu geben, sondern solle allein aus gutem Willen beschreben, so sollen demnach die Meister zu demselben noch malz unverpunkt, aber doch schuldig sein, ihre Knecht mit kostürtiger ziemlicher Spehs jedesmal nach billigen Dingen zu verschehen, dabei es also plecken und bestehen und sich ein jeder derselben genügen lassen und sich nicht darüber sezen soll.“

Diese neue Ordnung bestätigt nun aber keine wegs die angebliche und angeblich andauernde Bohlottierung der Nürnberger Blechschmiede durch die Gesellen, sondern zeigt im Gegenteil gleich anderen urkundlichen Bezeugen, daß nach wie vor 1475 bis zum Aussterben des Handwerks Gesellen in Nürnberg gewesen sind. Das urkundliche Material zeigt aber auch, wodurch der Nutzen der Nürnberger Blechschmiederei bewirkt worden ist: nicht durch einen Bohlott von Seiten der Gesellen, sondern durch die auswärtige, kapitalistisch betriebene Konkurrenz. Das alles erwogen, ist sicher, daß der Bericht über den Streit von 1475 mindestens bis zur Unkenntlichkeit des wahren Tatbestandes legenhaft ausgeschmückt und aufgebaut, höchst wahrscheinlich aber überhaupt nichts als eine Legende ist. — ad.

**Eine Streiklegende.** Fast jeder Streit hat seine Legende, die von den Unternehmern und ihren Klopflechtern losportiert wird, um die begehrlichen Arbeiter ins Unrecht zu setzen. Daraus ist nichts Merkwürdiges. Das aber nicht bloß einzelne Umstände eines Streits, sondern der Streit selbst Legende ist, der Fall dürfte außerordentlich erscheinen. Indes ist in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung tatsächlich ein Streit verzeichnet, der allen Wahrscheinlichkeit nach nie stattgefunden hat, obwohl er mit allen Einzelheiten erzählt wird.

Genauer ausgedrückt gehört die Sache zur Vorgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Sie spielt nämlich im ausgehenden Mittelalter, in der Zeit der Gesellenverbände, und wird gern als ein Beweis von deren großer Macht erzählt. 1475 soll also in Nürnberg ein Aufstand und Auszug der Blechschmiedegesellen stattgefunden haben, der durch eine damit zusammenhängende Berufserklärung gegen die Nürnberger Blechschmiedemeister deren ehrfames Handwerk total ruinirt habe. Die Geschichte taucht zuerst auf in einer anonymen Schrift aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts: „Vom Ursprung und Herkommen sammt der Beschreibung aller Handwerker in der Stadt Nürnberg“ und wird da ungefähr folgendermaßen erzählt. Die Blechschmiede seien vor dem in Nürnberg das vornehmste Handwerk gewesen, so daß sie sogar Vertreter im Rat hatten. Anno 1475 erhob sich ein „Aufstand“ zwischen Gesellen und Meistern, der mit einer Teuerung zusammenhing. Es war bei den Blechschmieden Brauch, daß die Gesellen alle Montage zum Vesperbrot zwei hartgesottene Eier bekämen. Für gewöhnlich kosteten deren vier bloß einen Pfennig. In dem Teuerungsjahr aber müßte ein einziges mit zwei Pfennigen bezahlt werden. Daraum wollten die Meister die Eier nicht mehr geben, sondern anstatt dessen die Gesellen mit einem Käse abspeisen. Die Gesellen wollten sich damit nicht zufrieden geben. „Dieweil aber die Meister vermeinten, sie wollten die Gesellen bezwingen, verbünden sich die Gesellen zusammen, zogen sich aus der Stadt und setzten sich nach Wonsiedel und Dinkelbühl, ließen den hiesigen Meistern kein Gesint zusammen und hielten die Nürnberger Meister für unredlich. Wiewohl ein ehrbar Rat des Handwerks halber an den Markgrafen etliche Mal geschrieben und sich sehr bemühet, wolte es doch nicht statt haben. Also wurden etliche Meister verurteilt, daß sie sich aus der Stadt begaben, nemlich nach Amberg und Donauwörth, was aber reiche und vermögliche Meister waren, die blieben in Nürnberg und zebrten von ihren Gütern, also daß nemlich das Handwerk der Blechschmied abnahm, und war Georg Windeler der letzte Blechschmit in Nürnberg, der in Rat ging. Als selbigen nun im Jahre 1543 starb, nahm e. c. Rath an statt des Blechschmied einen Goldschmit im Rat, wie noch solche heutiges Tages zu Rat geben, also sehn die Blechschmied aus der Stadt kommen.“ Der Bericht ist nie in Zweifel gezogen worden, bis der neuere Historiker der Nürnberger Gesellenverbände, Bruno Schönlanck, bei seinen Forschungen zu Bedenken gelangte, die es sehr wahrscheinlich machen, daß der verhängnisvolle Blechschmiedestreich ein

Bei den älteren Chronisten von Nürnberg ist mit keinem Worte von dem ganzen Handel die Rede. Und ebensowenig findet sich in den Ratsprotokollen etwas darüber, während man das Gegenteil erwartet mühte, da doch von Briefen an den Markgrafen die Rede ist. Des weiteren läßt sich feststellen, daß das Jahr 1475 kein Notjahr gewesen ist. Sicher ist bloß, daß 1543 mit Georg Windeler das Nürnberger Blechschmiedehandwerk ausgestorben ist. Auch müssen tatsächlich zeitweilig zwischen den Meistern und Gesellen Streitigkeiten wegen etwelcher Eier vorgekommen

Geht jetzt die Maus auf diese schräge Ebene, so senkt sich dieselbe durch die Gewichtsbelastung des Tieres nach unten; die Maus fällt also ins Wasser und findet hier ihren sicheren Tod. Durch den Absprung der gefangenem Maus ist aber die Falltür, welche mit dem balancierenden Absprungbrett in zweckentsprechender Weise verbunden ist, selbsttätig in die Höhe gehoben worden. Die Falle ist also nach jedem Fang sofort wieder offen und der Vorgang kann sich gleich wiederholen. Da in dem Behälter etwa zehn Mäuse bequem Platz haben, so macht die Bedienung der automatischen Mausfaile weiter keine Arbeit. Man hat nur nötig, von Zeit zu Zeit die gefangenen Tiere zu entfernen und den Behälter neu mit Wasser zu füllen. Während nun sonst die bisher gebräuchlichen Fallen nach jedem Fang auszubrühen pflegt, ist dieses bei der neuen Falle nicht zweckmäßig. Es empfiehlt sich gerade, diese Falle nicht auszutwaschen, da die Nagetiere durch den zurückgelassenen Geruch der früher Gefangenen angelockt werden. Die Kochspeise (Brot u. d. Speck) ist durch Gitter so abgeschlossen, daß die Tiere diese wohl sehen und riechen, nicht aber verzehren können.

Nach demselben Prinzip ist auch eine Rattenfaile konstruiert worden, die erklärlicher Weise größer und fester ist als eine automatische Mäusefalle. Dass sich beide Fallen in der Praxis durchaus bewährt haben, geht wohl am besten daraus her vor, daß man in einer solchen Falle in nur zwei Wochen 72 Ratten fangen konnte, während man mit der Mäusefalle noch eine größere Anzahl der schädlichen Räger in der gleichen Zeit umzubringen vermochte. — e.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

**Zier zu einer Anzeigen-Beilage.**